Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941
1934

2 (14.1.1934) Rasse und Volk

Visual Library

vereinzelt zu finden ist. Martin Kirner war es, wie die Familienchronik bekundet, nun hauptsächlich darum zu tun, statt der früher gebrauchten Oelfarben hellere und schnell trocknende Lackfarben auf die Uhrenschilde zu bringen. (Die Ergebnisse seiner Versuche sind jetzt noch an alten Schwarzwalduhren zu verfolgen, wozu die Uhrensammlung der Gewerbehalle in Triberg vortreffliche Gelegenheit bietet.) Bei einem Maler in Offenburg, den der Kirner öfters aufsucht, vervollkommnet er seine Fertigkeiten.

An Hand der Chronik erleben wir die Hochzeit des Zwanzigjährigen an Kirchweih 1778. Die glückliche Ehe dauerte jedoch „nach dem unerforschlichen Rathschlusse des Höchsten" nur 5 Jahre. Ein Jahr später zog in das Schildmalerhaus mit seinen drei unmündigen Kindern eine zweite Frau ein. Noch lebten Großvater und Großmutter. Der Schreiber erwähnt, wenn auch nur dem Jahre nach, alle bedeutsamen Geburts- und Todestage. So vernehmen wir, daß um 1787 die Großmutter und bald darauf der Großvater in die Ewigkeit abberufen werden und „ein zweites Söhnlein, ich, der Schreiber dieser Chronik, zur Welt gekommen war, und zwar an einem Sonntag des Monats Dezember, im Zeichen des Fisches. — Wolle Gott mich und alle die Meinigen segnen bis in den Tod!"

Wir erfahren weiter vom Schreiber, daß alljährlich in den Tagen Katharinä und Konradi bald in Hinterzarten, bald in Triberg die Abrechnungen mit der Glashändler-Gesellschaft stattfanden und sein Vater, der Martin Kirner, dorthin bis 1796 kam. Indessen beginnt er seit 1787 die auswärtigen Handelsgeschäfte aufzugeben und sich mehr und mehr seiner eigenen Uhrenschildmalerei zu widmen, „welche Kunst von da an bis auf den heutigen Tag im Hause mit Erfolg getrieben wird". Mit zunehmendem Verdienst, der das nächste Jahrzehnt ausgezeichnet, wächst auch die Familie und macht die Vergrößerungen des Hauses notwendig. Mit diesem Vermerk leitet die Chronik in einen neuen Abschnitt über, der von den Zeitereignissen und den Schicksalen der Malersfamilie erzählt.

1795 herrschte im Eisenbachtal die Kolik, die 4 der 9 Kinder in kurzer Zeit dahinraffte und dann kam ein neuer Feind, der Krieg, der mit all seinem Weh und Leid das so verborgene Tälchen heimsuchte. „Das Jahr 1796 war herangekommen und mit ihm die Franzosen als Feind". In Neustadt wurde die Kirche, in Friedenweiler und Röthenbach mehrere Häuser in Brand gesteckt. 3 Jahre später, beim französischen Rückzug aus dem Schwabenland, erspähten einige Franzosen, von Verrätern geführt, auch das „Eisenbächle" und raubten schonungslos Lebensmittel und Vieh. Ausführlich berichtet der Schreiber, wie sie seinen eigenen Vater bedrohten: „ich habe es selbst mit angesehen, wie sie unter Flüchen und Schimpfworten auf ihn zu gingen und die Bajonette an seinem Kopf vorbei in die Wand spießten. Endlich schleppten sie ihn unter dem Jammergeschrei seiner Kinder und Frau hinaus und verkündeten ihm sein letztes Stündlein. Da gab er ihnen endlich, was er noch besaß, zwei Kronenthaler, die er in seinen Kleidern versteckt gehabt hatte, und flüchtete dem Walde zu". Endlich gelingt es einem fürstenbergischen Förster, mit einigen Bauern den Feind zum Rückzug zu zwingen, so daß auch die Familie Kirner heimkehren konnte. Aber das Schildmalerhaus war gänzlich ausgeraubt, der bescheidene Besitz einer schwarzwälder Bauernfamilie bis aufs letzte verschwunden. Mit tiefem Wehklagen zählt der Schreiber das Verlorene auf: sämtliches Vieh, alles Geschirr, Garn, Tauftücher, Salz, „ja sogar noch sämtlichen Malerapparat. In Summa über zweihundert Gulden Werth". —

Seit dem Franzosenüberfall war es um die Rüstigkeit des alten Kirner geschehen. Es kommt schließlich soweit, daß die ältesten Söhne neben dem Glashandel, mit dem der kranke Vater sie noch vertraut gemacht hatte, fast alle Malerarbeiten allein ausführen, während die besorgte Mutter nacheinander die Aerzte von Döggingen, Böhrenbach und Donaueschingen ans Krankenlager ruft. Am 6. Mai 1801 stirbt der Vater. Der Chronikschreiber hat uns sein Testament mitgeteilt, das zeigt, wie sehr der Vater um Erhaltung von Haus und Hof und seiner Schildmalerei besorgt war:

„Erstens, solle die Mutter den (Haus)-Kauf übernehmen, und zwar um die Summe von 800 Gulden.

Zweitens, solle der älteste Sohn, zur Zeit noch in dem Lande auf dem Glashandel, wiederum nach Hause kommen und die Schildmalerei mit den übrigen Geschwistern fortführen.

Ferner solle die Mutter den zwei ältesten Buben, die beide im Malen sehr geschickt waren, sowie dem Mädchen aus erster Ehe, das mit Zurichten (Grundieren und Schleifen der Schilde) gut umgehen konnte, jedem vom Gulden Verdienst acht Kreuzer geben, nebst der Anschaffung alles Nöthigen, mit Ausnahme der Kleidung, für welche sie selbst zu sorgen haben sollten.

Und drittens, wenn er werde gestorben seyn, solle man ihn in seines ersten Eheweibes Grab legen".

Wie sparsam die Schildmalersfamilie gelebt hatte, zeigte das Erbe. 4722 Gulden betrug das hinterlassene Vermögen.

Die Schildmalerei nahm ihren Fortgang. Auch Anton Kirner trug dazu bei. Er schreibt hierüber in der Chronik seiner Familie: „Was mich betrifft, so war ich dazumal noch Lehrjunge und bekam keinen Lohn, außer was ich in den Feierabendstunden mit Anfertigung kleiner Schilde verdiente. Daß ich aber fleißig war, kann der Umstand beweisen, daß ich im 15. Jahr meines Alters bereits hundert Gulden ersparten Geld besaß."

Dann heirateten die Aeltesten der Kirner, zogen nach Oberbränd und Neustadt, so daß Anton, nunmehr achtzehnjährig, die Führung des Hauptgeschäftes übernehmen mußte. Und darauf war er sehr stolz. Wieder und wieder kehrte der Tod an. 1810 stirbt die Mutter und vier verwaiste Kinder bleiben zurück. Einige der Geschwister heiraten, andere sterben. Ueber alles gibt die Chronik genauere Auskunft. Im Alter von 23 heiratet auch der Schreiber, unterrichtet von nun an den jüngsten Bruder in der Malkunst, betreibt nebenher Wiesen- und Feldbau, wird Gemeinderechner und muß neben anderem für die Erweiterung des Hofes Sorge tragen, da seine Ehe in der Folge mit 14 Kindern gesegnet wurde.

Dann erleben wir mit Anton Kirner den großen Brand von Neustadt (1817), der fast das ganze Städtlein in Asche legte und hören auch Genaueres über seine eigene Tätigkeit als Uhrenschildmaler, die ihm ein gutes Einkommen brachte. Seine Arbeiten — so schreibt er — gingen meist nach London zu dort ansässigen Schwarzwälder Handelsleuten. „Ich denke, daß es für meine Nachkommen nicht ohne Interesse seyn wird, wenn ich eine kurze Aufzeichnung meiner Einnahmen vom Jahre 1810 bis 1830 hier anfüge. In diesem Zeitraum wurden von gefertigten Schildern eingenommen: 31 915 Gulden 33 Kreuzer und zwar steigerte sich die jährliche Einnahme von 467 Gulden bis zum Jahre 1815 allmählig auf 1066 Gulden, und stieg so immer höher bis zum Jahre 1822, wo sie schon 2166 Gulden per Jahr betrug, und bei dieser Summe ungefähr verblieb bis zum Jahr dreißig. Sonstige Einnahmen während obgenannter Zeit füge ich noch bei: 4516 Gulden Kapitalzinsen — Besoldung und Diäten als Gemeinderechner, nebst Gewinn vom Taschenuhrenhandel 836 Gulden — Erlös von verkauftem Butter 492 Gulden. Also verblieb mir nach zwanzig Jahren ein reines Vermögen von 12 923 Gulden."

Inzwischen ist der Schreiber 53 Jahre alt geworden. In dieser Zeit seine Lebens vertraut er seiner Chronik nur noch Ereignisse von besonderer Wichtigkeit an: 1840 einen Besuch beim Fürsten zu Fürstenberg und ein Jahr darauf eine „Lustreise" nach London, wo er sich 14 Tage aufhält. 35 Tage dauerte die ganze Reise und kostete ihn 144 Gulden 30 Kreuzer, wovon auf den Schiffslohn von Kehl bis London und zurück 53 Gulden 32 Kreuzer entfallen. Zum Abschluß seiner Aufzeichnungen, von denen er einmal hofft, daß sie von den Nachkommen nach Verdienst geschätzt werden, steht mit der üblichen Genauigkeit des Chronisten der stolze Vermerk, daß vom 16. Juni 1810 bis zum 16. Juni 1845 die stattliche Zahl von 116 408 gemalte Schilde in seiner Werkstatt gefertigt wurden mit einem Gesamterlös von 66 005 Gulden 20 Kreuzer.

Mit dem Wunsche: „Gottes Güte, Gottes Segen und Gottes Beistand sey und bleibe jederzeit bei uns Allen!" endigt die Familienchronik des Schildmalers Anton Kirner aus dem kleinen Eisenbächle. Niemand weiß, wie lange er noch lebte. Aber auf dem Kirchhof zu Friedenweiler im Hochschwarzwald soll er begraben liegen.

Rasse und Volk

Folge 2 — Sonntagsbeilage des „Führer" — 14. Januar 1934

Max Dufner-Greif:

Neue Pfälzer Dichtung

Im erwachten Volkstum tritt die Mundart mit dem schönsten Geistesrecht des lebendigen, warmen Daseins in den Vordergrund. Sie war lange Zeit entweder nur Gegenstand gelehrter Sprachuntersuchungen oder als Hanswurst und Spaßmacher und schallend belachter Komiker. Die alemannische Mundart ist kraft ihres eingeborenen Kerns nie so diesem letzten Mißbrauch anheimgefallen, und Burte hat sie durch die „Madlee" vollends wieder in die alte Hoheit von Hebels Herkommen eingesetzt, so daß die kleinen Gemütshelden daneben kaum noch Beachtung finden. Diese Tat hat bisher in der Pfälzer Mundart gefehlt und ist auch kaum für möglich gehalten worden. Sächsisch und Pfälzisch waren zuletzt die beiden Mundarten, die am schlimmsten von unberufenen Witzbolden mißbraucht wurden, und in die dichterischen Machwerke wurde ein Ton hineingetragen, der den Dialekt nur benutzte, um eine schnoddrige Wirkung zu unterstreichen. Wenn diese Witzgebilde wenigstens aus einer hanebüchenen Volksurkraft entsprungen wären! Aber in Wirklichkeit handelte es sich doch nur um eine Angelegenheit der Spießbürger, um billige Possen und Anekdoten zur Ergötzung einer Biertischgemeinde. Hier bezeichnen wir mit dem Erscheinen von Karl Hanns Münnich eine unbedingte Wende für die Pfälzer Mundart, auch sie ist durch einen berufenen Dichter in die alte Hoheit von Radlers Herkommen eingesetzt worden.

Was man gemeinhin als pfälzisches Stammesgebiet bezeichnet, ist durch den Rhein in zwei Teile geschnitten, rechts des Stromes in die Kurpfalz, links in die Rheinpfalz oder das Westrich. Der Eingang dieser einst unter einer Landesherrlichkeit verbundenen Landschaften in die Länder Bayern und Baden hat in den letzten Jahren stark das innere Zusammengehörigkeitsgefühl gestört, und es ist als ein geschichtliches Versäumnis ersten Ranges zu bedauern, daß 1866 der Plan des Großherzogs Friedrich, die Rheinpfalz an Baden anzugliedern, aus dynastischen Gründen nicht verwirklicht wurde. Bismarck hatte da entschieden in seinem Widerstand contre le Grande-Duc badois nicht recht, wie er auch die Angliederung des Elsaß an Baden 1871 nicht als eine völkische Notwendigkeit erkannte. Heute regt sich in den beiden Pfalzlandschaften das Stammesgefühl unbedingter Zusammengehörigkeit, und die wachsende Freude an der Mundart wird gewiß hier eine Brücke schlagen, wobei die Kurpfalz aus kulturgeschichtlichen und verkehrspolitischen Gründen berufen ist, als Urpfalz den Kristallisationspunkt zu bilden. Heidelberg wird eben den Rheinpfälzern näher liegen als München, und das Westrich käme nie mehr in die Gefahr eines aus seiner Landschaftslage sich leicht ergebenden Abschlusses und der Vereinzelung, wie auch die Kurpfalz durch eine innigere Verbindung größeren Antrieb erhielte, das alte Erbe am Rhein zu hüten und zu bewahren. Aus solchen stammespolitischen Gründen begrüßen wir den „Kurpfälzer Reider" Münnichs vornehmlich, dieses Büchlein kommt wie alles Rettende im rechten Augenblick.

Die Grundlage der pfälzischen Mundartdichtung bilden die stammesmäßigen Charaktereigenschaften, wie sie die Wesensart der Bewohner bilden. In seiner „Geschichte der Rheinpfälzischen Literatur" (1928) zählt Faber-Kaltenbach folgende Merkmale des Pfälzers auf:

„Bildungsfähig, geschäftstüchtig (daher rührig und gewandt, anpassungsfähig und wirklichkeitssinnig, berechnend und pfiffig, praktisch und politisch befähigt); zum Materialistischen neigend; trotz Hang zu Spott und Selbstverspottung, Fremdes ziemlich leicht annehmend, Eigenes dagegen zuweilen vernachlässigend oder gar mißachtend, kulturell frühzeitig hochstehend, lebhaft und rege, fortschrittlich und lebenskluug, humoristisch (Mutterwitz!), schlagfertig in Wort und Tat, überlegen und sich überlegen fühlend (daher rasch und schneidig auftrumpfend), laut redend (Kraftwörter der Mundartdichtung!), liebenswürdig barsch, d. h. forsch, schlicht und gerade, ohne Ziererei und viel zugänglicher und teilnehmender als irgendein anderer Stamm, sehr liederfröhlich (die Heiterkeit der Vorderpfälzer steigert sich durch den Genuß des Weines zu Uebermut und leichter Lebensauffassung), sehr offen (ohne Heuchelei), freiheitsliebend (Franke!), persönlich unabhängig (daher mehr demokratisch eingestellt), stolz, selbstbewußt und der Menschenwürde eingedenk".

Zu diesen pfälzischen Artmerkmalen kommt bei Karl Hans Münnich, wahrscheinlich durch einen Schuß anderen deutschen Stammesblutes, ein Zug zum Elementaren, der wie ein heimliches Feuer unter der heiteren Oberfläche immer gegenwärtig ist. Dieser eine Wesenszug hat dem Dichter aber sicher auch entscheidend die Kraft mitgegeben, den herkömmlichen Possenschlendrian von sich zu werfen und den reinen Menschen wieder auf die landschaftliche Bühne zu stellen.

Eine andere Vergleichsmöglichkeit, als sie sich aus dem erwachten Urkraftgefühl der Mundart ergibt, läßt sich zwischen Münnichs „Kurpfälzer Reider" und der „Madlee" nicht herstellen. Burte ist im Guten wie im Bösen der herrische Ichmensch, genau wie Münnich umgekehrt im Guten wie im Bösen der aufopfernden Hingabe an die Volksgemeinschaft verfallen ist. Wir meinen zwar, alles Edle und Vollendete sei es durch Maß, aber wir müssen den Mann eben als Schicksal nehmen, und das ist so oder so beachtlich und bedeutend. Sicher kann Münnich aber, gerade weil er diesen mehr elementaren Nebenbetrieb hat, aus den blutvollen Bekenntnissen der „Madlee" manchen neuen Lebenskeim in den Pfälzer Erdboden verpflanzen.

Münnich ist der Oeffentlichkeit längst ein durch seine Rundfunkvorträge und durch die eigenwüchsigen Leistungen seines „Kurpfälzer Bauernquartetts" bekannter Heimatdichter. Das prächtige Bändchen seiner Gedichte ist in der Heidelberger Verlagsanstalt von Friedrich Schulze erschienen, es ist gut ausgestattet und mit schönen Holzschnitten von Karl Senger geschmückt. „Der Kurpfälzer Reider" war ein beliebtes Weihnachtsgeschenk, und bis spätestens Frühjahr wird das Büchlein neu verlegt werden müssen.

Der Gedichtband zerfällt in zwei Teile, der erste ist mehr ernster Natur, während der zweite die Narrenpritsche des Humors schwingt und ausgelassen mit der Schellenkappe klappert. Das Heidelberger Stadtbild wird in liebend geschauten Bildern geschildert, die Mandelbäume der Lenz-

blüte, die rebschweren Wingerte, der Wald mit Brombeeren und Kastanien, die Engelswiese, der Neckar mit seinem Brückenheiligen und dem leider verrauschten Hacketeufel, die Altstadt mit Winkeln und Gassen, der Löwenbrunnen, das Mariendenkmal auf dem Kornmarkt, die Heckenrosen am Haus der Liebsten, die Schloßbeleuchtung nicht zu vergessen; aber auch geschichtliche Bilder aus der schweren Zeit von Krieg, Hunger und Pest werden hier beschworen. Immer bricht durch alle Schwerblütigkeit der lachende Pfälzer Humor durch, da gibt es dröhnende Trinklieder, ausgelassene Studenten feiern ihr Jugendfest, selbst der wahre Jakob vom Meßplatz fehlt nicht, Heidelberger alte und in der ganzen Welt bekannte Originale wie der Eulenförster und der Dienstmann Muck erscheinen geistbeschworen, und der „Kurpälzer Reider" tummelt um all diese Erscheinungen seinen abenteuerlichen Gaul und schließt sie in seinen geheimnisvollen Kreis.

Mit Recht hat die bis jetzt vorliegende Kritik immer wieder darauf hingewiesen, daß Münnich die bei Nadler abgerissene Ueberlieferung wieder aufgenommen habe, und darin liegt die Bedeutung dieses Büchleins, es hat die Pfälzer Mundart aus dem Drehorgelton gewöhnlicher und geschmackloser Gassenhauerei gerettet.

Die Reichsführung des Reichsverbandes deutscher Schriftsteller hat darum Karl Hans Münnich zum Referenten für Pfälzer Mundart bestimmt. Im Auftrag der Gaustelle des Reichsverbandes hat Münnich demnächst dafür Sorge zu tragen, daß künftig an der Universität Heidelberg die wissenschaftliche Pflege der Heimatmundart ein besonderes Augenmerk findet. Auch ist die Gründung einer Nadler-Gesellschaft geplant, wobei Hermann Bürte die Festrede zugedacht ist, und im Zusammenhang damit soll eine Bücherei angelegt werden, die alle Mundartwerke des gesamten Pfälzer Schrifttums beiderseits des Rheines sammelt. Ferner beabsichtigt die Gaustelle, die Aufführung von Heimatspielen in Pfälzer Mundart während des Sommers im Bandhaus des Schlosses sicherzustellen, wobei Karl Hans Münnich mit einer Revolutionskomödie aus der Nadlerzeit den Reigen anführen soll. So ist mit dem Erscheinen des „Kurpälzer Reiders" ein allgemeines Erwachen des landschaftlichen Geistes verbunden, wie es das völkische Ziel unseres geistigen Wollens erwartet und ersehnt.

Wir erinnern zum Beschluß an das Gedicht „Sprachartzen" in Burtes „Madlee". Hochdeutsch raschle wie eine Zeitung, sagt dort der Dichter, die Mundart rausche aber wie Blut, Hochdeutsch seien gefügte Bretter, die Mundart aber ein Wald im Saft, Hochdeutsch schmecke nach Druckerschwärze, die Muttersprache aber habe Erdgeruch. Das mag sich der Schmock gesagt sein lassen, alle die entwurzelten Geistigen, der Bildungsklingel und der Edeltätig, von deren gepflegter Asphaltsprache man nie weiß, is es nu Frankforder Gemanschel oder Berliner Kodderschnauze. Die Mundart ist in Deutschland wieder geistesfähig geworden: das stellen wir freudig fest!

Willy Brandl:

Badische Kunstdenkmäler

Die Stiftskirche St. Michael in Pforzheim.

Als einziger stolzer Ueberrest aus Pforzheims ruhmreicher Vergangenheit grüßt den Besucher gleich beim Eintritt in die Stadt die Stiftskirche St. Michael. Der gewaltige Bau erhebt sich auf der Höhe des ehemaligen Schloßberges, gekrönt durch einen massigen Turm an der Ostseite; doch im Westen schließt sich ein hoher Chor an, der die nach oben strebende Wirkung des Turms stark beeinträchtigt: schon auf den ersten Blick sieht man, daß die verschiedenen Teile des Gotteshauses unmöglich zur gleichen Zeit entstanden sein können. Und tatsächlich kennen wir in unserem Heimatland kaum eine Kirche, an der man die verschiedensten Stile so deutlich nebeneinander verfolgen kann wie gerade an St. Michael. Im Gegensatz zum Barock, das bei etwelchen baulichen Veränderungen das ganze Innere einer Kirche im neuen Stil umzugestalten liebte, hat man im Mittelalter sich an dem Nebeneinander verschiedenartiger Formen nicht gestoßen.

Angesichts der großen kunstgeschichtlichen Bedeutung der Pforzheimer Stiftskirche ist es merkwürdig, daß sich die Wissenschaft erst sehr spät mit ihr beschäftigte. Es sind wenig mehr als zwanzig Jahre her, daß man versuchte, Licht in die vielfach recht schwierigen kunstgeschichtlichen Einzelfragen zu bringen; es ist das Verdienst des jetzigen Karlsruher Stadtbibliothekars Erwin Vischer, in grundlegenden Untersuchungen die Entwicklung dieses Baues erforscht zu haben. Wir können nun, wenn auch einiges noch nicht ganz geklärt werden konnte, die Baugeschichte von St. Michael im Zusammenhang verfolgen.

Die genau nach Westen orientierte Fassade ist der älteste Teil der Kirche; die strenge, festungsartige romanische Bauweise spricht aus ihr. Anscheinend waren zwei Türme beabsichtigt, doch ist nur der Turm in der Nordwestecke zur Ausführung gekommen, während die Südseite durch ein Schrägdach abgeschlossen ist. So macht die Fassade keinen ganz geschlossenen Eindruck. Prachtvoll wirkt dagegen das Rundbogenportal, das ohne jeden figürlichen und reich ornamentalen Schmuck den heroischen romanischen Stil in großer Eindringlichkeit vor Augen führt. Beim Eintritt ins Innere kommen wir in eine fast quadratische Vorhalle, die früher wohl eine Empore auf weitgespanntem Holzgebälk trug; mächtige Rundbogen öffnen sich gegen das Schiff.

Das ist alles, was von der alten romanischen Kirche übrig geblieben ist, die wohl in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts erbaut wurde. In Einzelheiten erkennen wir Anklänge an die Hirsauer Bauweise, dann aber kommt stark der Einfluß des Zisterzienser-Klosters Maulbronn dazu; beides läßt sich aus der geographischen Lage der drei Kirchen zwanglos erklären.

Wie diese alte romanische Kirche aussah, wissen wir nicht. Es ist nur aus den Ueberresten zu vermuten, daß sie die Breiten- und Längenausdehnung des jetzigen Kirchenschiffs hatte. Es ist auch nicht bekannt, ob sie abgerissen wurde oder sonst irgendwie zu Grunde gegangen ist. Nicht unwahrscheinlich erscheint es, daß sie einmal einer Feuersbrunst zum Opfer fiel, wobei die Holzdecke des Mittelschiffs dem Element reiche Nahrung bot und beim Einsturz auch den größten Teil des Mauerwerkes mit sich riß.

In seiner jetzigen Form macht das Langhaus einen eigenartig zwiespältigen Eindruck, deutlich sehen wir in ihm romanische und gotische Stilelemente gemischt; es wirkt zwar durch die großen Flächen auf den ersten Anblick mehr romanisch, doch zeigt sich in allen Einzelheiten der nach vorwärts weisende gotische Stil. Auch hier sind die Anklänge an Maulbronn so offensichtlich, daß man an den Baumeister des dortigen Paradieses und des Herrenrefektoriums gedacht hat, der auf Befehl des Landgrafen Hermann V. mit dem Bau beauftragt worden sein könnte. (Schon aus kunstgeschichtlichen Gründen muß man die Mitte des 13. Jahrhunderts als Bauzeit annehmen.) Auch das Aeußere des Hauptschiffes, besonders die Südseite zeigt diesen Kampf zwischen Romanik und Gotik in so anschaulicher Weise, wie man es sonst nicht allzu häufig mehr trifft.

Schon in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts weisen die rein gotischen Formen des Ostbaus. In ganz eigentümlicher Weise hat man hier den alten Grundriß der Kirche erweitert. An Stelle eines Querschiffes wurden zwei achteckige Chorkapellen erbaut. Heute wirkt diese Anordnung wenig glücklich, doch muß man bedenken, daß einst nach Osten ein Hauptchor, wohlgebildet aus den 5 Seiten eines Achtecks den Bau abschloß. Diese Anordnung entspricht im wesentlichen den reichen Chören der französischen Hochgotik. Einzelheiten sind zum Teil ganz hervorragend gelungen, besonders in der Südkapelle; aber der ganze Reichtum dieser Baukunst scheint sich auf das herrliche große Fenster an der Südseite konzentriert zu haben, das ein köstliches Meisterstück im großen ganzen wie in allen Einzelheiten ist.

Trotz der merkwürdigen Stilvermischung hat das Innere der Schloßkirche nach der Vollendung des hochgotischen Abschlusses doch wohl einheitlich gewirkt. Das änderte sich, als in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts der große Chor angebaut wurde.

Markgraf Karl I. wandelte die Schloßkirche in eine Stiftskirche um. Am 27. Oktober 1460 erfolgte die feierliche Einsetzung des Kollegialstiftes. Hatte bisher die Kirche nur zur Aufnahme der Gemeinde gedient, so mußte jetzt ein geräumiges Chorhaus geschaffen werden, das Platz bot für das erforderliche Gestühl und einen eigenen Hochaltar; zudem mußte es nach den rituellen Bedingungen von der Laienkirche ganz abgetrennt sein. Man half sich nun damit, daß man den hochgotischen Ostabschluß abriß und an das Kirchenschiff einen Stiftschor baute. Die gottesdienstlichen Handlungen forderten zudem, daß der Chor breiter wurde, als es bisher das Langhaus gewesen war. Das erhöht den unorganischen Eindruck des Anbaus noch ganz bedeutend.

An Stelle des alten Chors wurde zur Trennung von dem Kirchenschiff ein großer Lettner erbaut, vor dem vermutlich der alte Hochaltar aufgebaut wurde. Durch einen glücklichen Zufall ist uns der Name des Baumeisters erhalten, der diese spätgotischen Teile der Kirche erbaute: es war Hans Spryß von Zaberfeld. Der Meister hat an einem Schlußstein des Gewölbes sein Konterfei angebracht — es zeigt einen bärtigen Mann mit einer Kappe auf dem Lockenhaar, dazu sein Baumeisterzeichen.

Der Chor selbst macht — wie gar viele der Bauten seiner Zeit — einen etwas verstandesmäßig nüchternen Eindruck. Am großartigsten wirkt er von außen. Das Innere leidet schwer unter der vollkommenen Kahlheit und Schmucklosigkeit. Der Eindruck war sicher viel befriedigender, als es noch der Hochaltar und das Chorgestühl zierten. Man geht wohl nicht fehl in der Annahme, daß in den Zeiten der Reformation diese Inneneinrichtung ebenso brutal entfernt wurde wie die Altäre der Laienkirche. Es befanden sich dort vor der Reformation 17 Altäre. Diese haben wohl kaum recht Platz gehabt; das erklärt zwanglos den 1487 an der Nordseite angebauten Kapellenbau. Zu erwähnen bleibt noch der gleichzeitig mit dem Chor errichtete Anbau an der Südseite, der zweifellos als Sakristei diente. Später hat er den Namen „Collegium Reuchlinie" erhalten; vermutlich wurde hier die Bibliothek dieses größten Sohns Pforzheims aufbewahrt, als sie nach seinem Tode den Bestimmungen des Testamentes entsprechend in den Besitz seiner Vaterstadt gelangten.

Doch einen Schmuck aus späterer Zeit bewahrt heute noch die Stiftskirche: die monumentalen Gräber einiger badischer Markgrafen. Hatte einst die „Fürstenkapelle" des Klosters Lichtental zwei Jahrhunderte als Begräbnisstätte gedient, so tritt in der Mitte des 15. Jahrhunderts die Stiftskirche von Baden-Baden an ihre Stelle.

1535 verlegte Markgraf Ernst seine Residenz nach Pforzheim, und von nun an finden die Fürsten ihre letzte Ruhestätte in der Stiftskirche ihrer Residenz.

Es kann hier nicht auf Einzelheiten der herrlichen Grabmäler eingegangen werden. Um ihre Erforschung hat sich Hans Rott vor allem verdient gemacht. Eine frei in der Mitte des Raumes stehende Tumba deckt die sterblichen Ueberreste des Markgrafen Ernst und seiner Gemahlin Ursula von Rosenfeld. Das vermutlich von dem Bildhauer und Holzschnitzer Christoph von Urach geschaffene Werk steht noch ganz in der lebendigen gotischen Ueberlieferung; doch spürt man, vor allem in der Ornamentik, schon deutlich die von Italien und den Niederlanden hereinbrechende Renaissance. Diese Gestaltungsweise tritt immer mehr zu Tage, so in dem Epitaph des Markgrafen Bernhard, das Hans Rott dem „Meister der Karlsburg" zugeschrieben hat; noch mehr aber in den von Johann von Trarbach geschaffenen Denkmälern der Prinzessin Marie, Albrechts IV. und Karls II. mit seinen beiden Frauen. Besonders das letzte ist ein Meisterwerk der Bildhauerkunst der deutschen Renaissance. Das größte dieser Monumente, das Ernst Friedrich und Jakob III. errichtet ist, zeigt deutlich die nun beginnende Hinwendung zum Barock; leider konnte der Meister bis heute nicht festgestellt werden. Wie der Kirchenbau selbst uns anschaulich die Entwicklung der Architektur von der Romantik bis zur Spätgotik vor Augen führt, so können wir an den Fürstendenkmälern die Entwicklung deutscher Bildhauerkunst in der Renaissance über rund 70 Jahre hin verfolgen.

Und darin liegt die hauptsächliche Bedeutung der Pforzheimer Stiftskirche für unsere Gegenwart, daß sie uns deutlicher wie manches andere, längst berühmt gewordene Bauwerk eine durch Jahrhunderte gehende Entwicklung deutschen Geistes eindringlich und bedeutend erleben läßt.

Anselm M. Schmitt:

Eine alte Schwarzwälder Familienchronik

Vor 90 Jahren lebte in dem heute noch wenig bekannten Eisenbachtal, dem sogenannten „kleinen Eisenbächle", in der Nähe des Klosters Friedenweiler, ein Mann namens Anton Kirner, der uns in schlichter Erzählungsweise auf wenigen Blättern seine schwarzwälder Haus- und Familiengeschichte aufschrieb. Diese Chronik, — denn so überschreibt er seine Aufzeichnungen —, welche die Zeit von 1758 bis 1845 umfaßt, ist aus drei Gründen von besonderer Bedeutsamkeit. Sie gibt in ihren Einzellinien ein gutes Bild der eigentlichen Familiengeschichte, stellt ferner Zeitereignisse in den Vordergrund, die bis in den entlegenen Schwarzwaldhof der Kirner drangen und erzählt von dem ersten Entwicklungsgang einer alten, heute aber noch fortbestehenden, schwarzwälder Heimindustrie, der Uhrenschildmalerei. Die Hauschronik der Schildmalersfamilie beginnt mit dem Wunsche des Schreibers, Gott möge alle, die einst und künftig in dem Hause wohnen, in seinen Schutz nehmen und seine Familie lange erhalten und fortgedeihen lassen. Ihr Schluß ist dem Anfang gleich.

Die Gründung des Hauses geht, wie die Chronik erzählt, auf das Kloster Friedenweiler zurück. Ein Knecht eines Klosterhofes erhielt den Grund und das Bauholz zu einer Zeit, da die ganze Umgebung des Klosters, die „ehedem nur Wald und Wildnis gewesen", von demselben besiedelt wurde. „Alles dieses geschah nach meinem Vermuthen vor zwei bis dreihundert Jahren". Vor dem Jahre 1770 war der Hof, der vielleicht einige Wegstunden von Neustadt entfernt lag, einem armen Manne eigen, der sich durch „Erzgraben am Feldberg" ernährte, und kam dann in die Hände des Mathias Kirner, des Großvaters unseres Chronikschreibers. Soviel erfahren wir von der Vorgeschichte des Hofes.

Der Großvater verdiente bis an sein Lebensende sein Brot als Glasträger bei der im Hochschwarzwald bekannten „Pfälzer Glashändler-Kompagnie". Sein Sohn aber, mit Namen Martin, der Vater des Schreibers, der später auch im Dienst dieser Gesellschaft stand, strebte anderen Zielen zu. Er „beschäftigte sich seit seiner frühesten Jugend mit allerlei Künsteleien: er verfertigte Zifferblätter, schnitzte Vögel auf Kuckucksuhren, malte Heiligenbildlein und Spielkarten. Besonders aber hatte er sein Augenmerk auf die Schildmalerei gerichtet, die dazumal noch Manches zu wünschen übrig ließ." Er war es auch, der vielleicht die älteste Schildmalerwerkstatt im Schwarzwald einrichtete, wie sie dann in der Baar oder in der Gegend um Triberg und Furtwangen entstand und heute noch